

ist höchstens kulturhistorisch interessant als modernes Pendant zur SCHELLING-HEGELSchen Naturphilosophie, womit wir ihr aber nicht die Vorzüge der letzteren zusprechen wollen.

DÜRR (Würzburg).

ALEXANDER PFÄNDER. **Phänomenologie des Wollens, eine psychologische Analyse.**

Leipzig, Barth, 1900.<sup>1</sup> 132 S. Mk. 4.50.

Im Dezember 1899 von der philosophischen Fakultät München mit dem FROHSCHAMMER-Preis gekrönt, bietet die P.sche Schrift eine Musterleistung psychologischer Analyse, welche sich auf die Untersuchung der Bewusstseinstatsachen beschränkt, ohne deren Erklärung zu versuchen oder Konsequenzen weiteren Umfangs zu ziehen. Sie bringt die positive Ergänzung zu P.s früherer, wesentlich kritischer Abhandlung über „das Bewußtsein des Wollens“ im 17. Band dieser Zeitschrift. Immerhin kann sich auch die vorliegende Untersuchung auf kein rein beschreibendes oder aufweisendes Verfahren beschränken, sondern überall gelangt der Verf. zu seinen wertvollen Ergebnissen vermittels einer stetigen Abweisung von mißverständlichen und unzureichenden Auffassungen des Tatbestandes. So könnte dieser Schrift als Motto wohl ein Satz aus LOTZES medizinischer Psychologie beigegeben sein, wo es S. 300 heißt. „Man wird nicht verlangen, daß wir den Akt des Wollens schildern sollen, der so einfach eine Grunderscheinung des geistigen Lebens ist, daß er nur erlebt, nicht erläutert werden kann. Aber unrichtige Deutungen wenigstens müssen wir zurückweisen“. Von dieser anregenden, aber auch anspannenden Seite der P.schen Schrift, von ihrer scharfsinnigen durch LIPPS geschulten Dialektik, gibt die folgende Inhaltsangabe keinen vollkommenen Begriff.

Die allgemeinste und grundlegende psychologische Unterscheidung ist für P. diejenige in gegenständliche Inhalte und Gefühle. Demgemäß findet seine erste skizzenhafte Analyse des bewußten Strebens auf der einen Seite die Vorstellung eines erstrebten Erlebnisses, z. B. eines Fruchtgeschmacks, auf der anderen Seite ein Gefühl des „Strebens“, „Hindrängens“ einer „inneren Tendenz“ als eigenartiger Modifikation des Ichgefühls. Damit aber unter allen gleichzeitigen Vorstellungen gerade jene bestimmte als die des erstrebten erscheint, muß sie beachtet sein, in dem „Beachtungsrelief“ (um P.s glücklichen Ausdruck zu gebrauchen) eine bevorzugte Stelle einnehmen. Doch ist nicht die gegenwärtige, beachtete Vorstellung das erstrebte selbst, sondern „gemeint“ ist allemal ein durch sie repräsentiertes, nicht gegenwärtiges Erlebnis. Dieses „Meinen“ kommt hier, wie bei der Erinnerung, dergestalt zu stande, daß an der gegenwärtigen Vorstellung nicht ihre spezifischen Vorstellungselemente beachtet werden, sondern diejenigen ihrer Bestandteile, welche sie mit dem nicht gegenwärtigen Erlebnis gemeinsam hat. Was eine solche Symbolvorstellung erst zur Zielvorstellung macht, darf nicht in einer hinzu vorgestellten Lust oder „relativen Lust“ gesucht werden. Wohl aber besteht bei ihr ein gegenwärtiges, tatsächliches Erlebnis „relativer Lust“ in folgendem Sinn: Wenn wir ein Erlebnis erstreben, sind wir immer auf dem Weg zur gedanklichen Antizipation desselben; eine solche Antizipation würde bei voller Verwirklichung

<sup>1</sup> Dem nunmehrigen Referenten im Oktober 1902 zugegangen.

das Streben ebenso aufheben, als die entgegengesetzte, bestimmte Vorstellung der Nichtverwirklichung. „Während des Strebens“ dagegen „ist eine Bewegung von der Vorstellung des Nichtseins des erstrebten Erlebnisses zur Antizipation desselben vorhanden. Diese Bewegung bringt notwendig die Änderung des Gefühls von geringerer zu größerer Lust, von Unlust zu geringerer Unlust oder zu Lust, kurz ein Gefühl „relativer Lust“ mit sich.“ Doch diese relative Lust ist mit dem eigentlichen Strebungsgefühl nicht identisch; denn während beim Eintritt des erstrebten das Strebungsgefühl verschwindet, nimmt die Luststeigerung noch zu; außerdem fühlen wir uns gegenüber dem Passivitätscharakter der Lust — Unlustgefühle im Strebungsgefühl in besonderer Weise aktiv, uns betätigend. Also stehen relative Lust- und Strebungsgefühle als zwei gleichzeitige Modifikationen eines und desselben Ichgefühls nebeneinander.

Im gleichen Sinn wie neben der relativen Lust das positive Strebungsgefühl geht neben relativer Unlust das Gefühl des Widerstrebens als eigenartige Modifikation einher.

Auf solche Weise wird im ersten Teil der P.schen Untersuchung das Bewußtseinserlebnis des Strebens, oder des „Wollens im allgemeinen Sinn“ bestimmt, wie es bei jedem Wünschen, Hoffen, Sehnen, Verlangen, Fürchten, Verabscheuen u. dergl. vorliegt. Demgegenüber ist das „Wollen im engeren Sinn“ ein besonderer Fall, und seiner Bestimmung der zweite Teil gewidmet.

Seine erste Besonderheit ist der Glaube an die Möglichkeit der Verwirklichung des Erstrebten durch eigenes Tun; hinzutreten muß eine Ausdehnung des Strebens auf dieses Tun, auf das Wirklichmachen des Erstrebten. Also jedes Wollen ist ein Tunwollen. Damit verbindet sich dann, wie mit jedem Erleben oder Vorstellen eigenen Tuns, ein eigenartiges Gefühl des Tuns. Mit dem Erstreben des eigenen Tuns wird für das Wollen im engeren Sinn der Komplex des Beachteten notwendig größer, als er beim einfachen Streben ist. Aus den Beziehungen, welche hierbei zwischen dem mehrfachen Erstrebten auftreten, gewinnen wichtige Begriffe, wie: Mittel, Zweck und Motiv ihren eigentlichen Sinn.

Inbesondere die P.sche Begriffsbestimmung des Motivs bringt Aufklärungen, welche für willenspsychologische und ethische Probleme gleichermaßen bedeutungsvoll sind. Danach ist „Motiv“ immer die Bezeichnung für ein psychisches Erlebnis; und zwar findet sich dieses nicht bei jedem Streben, sondern nur bei einem abgeleiteten. „Motiv eines Strebens oder Tuns ist das Streben nach dem Endzweck dieses Strebens oder Tuns.“ Nur in diesem beschränkten Umfang hat das Fragen nach dem Motiv eines Strebens einen Sinn und kann aus der Bewußtseinsanalyse beantwortet werden. Auf ganz anderem Gebiete aber liegt die häufig damit zusammengeorfene Frage nach den Ursachen eines Strebens.

Nach dieser Digression fährt P. in der Analyse des Wollens im engeren Sinne fort: Es genügt nicht, daß das Wirklichmachen des Erstrebten erstrebt wird, es muß im engeren Sinne gewollt sein. Z. B. kann der Wunsch, einem Ertrinkenden zu helfen, durch allerlei Bedenken auf dem Niveau des: „Ich möchte“ bleiben. Zum Wollen aber ist nötig, daß auch beim Gedanken an die etwa an und für sich widerstrebten Folgen des Erstrebten das positive Streben die Oberhand behält und ihm damit

ein besonderer Charakter wenigstens relativer Freiheit eignet; der Charakter voller Freiheit stellt sich nur ein, wenn der Gedanke an die Gesamtheit alles dessen, was mit dem Erstrebten zugleich verwirklicht würde, keinen Gegenstand des Widerstrebens in sich schließt.

Diese Überlegungen führen den Verf. zu einer zweiten Digression: über das Nichtwollen, das hypothetische und disjunktive Wollen; davon bestimmt sich das erstgenannte ganz analog dem Widerstreben, das zweite als eine Vorstufe des eigentlichen Wollens. Auch das disjunktive Wollen ist kein eigentliches Wollen, wann die Disjunktion zwischen Wollen und Nichtwollen desselben Erlebnisses besteht; meist aber findet sie zwischen mehreren vorgestellten Erlebnissen statt.

In diesem Sinn ist ein großer Teil des menschlichen Wollens disjunktiv, da die meisten unserer Ziele zunächst nur allgemein bestimmt sind. Zu dem bereits vorhandenen Wollen eines allgemeinen Ziels tritt dann Überlegung und Wahl hinzu; und das aus der Wahl resultierende Wollen, der Willensentscheid ist nur eine Konkretisierung des bereits schon vorhandenen allgemeinen Wollens. Gegenüber der vielverbreiteten Ansicht, daß kein Wollen ohne vorhergehende Wahl und Überlegung möglich sei, behauptet also P. gerade das umgekehrte Verhältnis. Das eigentümliche der dabei auftretenden praktischen Überlegung im Gegensatz zu aller theoretischen besteht „in der eigenmächtigen Setzung eines zukünftigen Erlebnisses“, welche entsteht, wenn zwei einander ausschließende Gegenstände des positiven Wollens vorliegen. Der Willensentscheid ist aber nicht der Sieg einer der widerstreitenden Strebungen, „nicht ein dem Ich einfach geschehendes Bewußtseinserlebnis, dem das Ich untätig zuschaute, sondern ein Geschehen, an dem sich das Ich beteiligt und mitbestimmend fühlt“. Das Ich stellt sich auf die eine Seite, macht das eine Streben zu dem Seinen. Dieser Unterschied von einem „Streben in mir“ und „meinem Streben“, des letzteren Charakter der „Spontanität“, im Gegensatz zu dem der „Unfreiwilligkeit“ bildet die letzte notwendige Bestimmung des Wollens im engeren Sinn. —

Von den mancherlei allgemeinen und einzelnen Bedenken, welche dem Referenten gegenüber P.s Darlegungen geblieben sind, sei hier nur das hauptsächlichste erwähnt. P. scheint die Eigenart der spezifisch intellektuellen Bewußtseinselemente, insbesondere der Begriffe nicht hinreichend zu würdigen; jedenfalls kommt es nicht deutlich genug zum Ausdruck, welche wichtige Rolle gerade diese Elemente auch schon beim einfachen Streben spielen. So dürfte dem (zudem stiefmütterlich behandelten) „Glauben an die Möglichkeit der Verwirklichung des Erstrebten durch eigenes Tun“, wie er für das Wollen im engeren Sinne gefordert wird, beim Wollen im allgemeinen Sinn ein Glaube an die Möglichkeit des Eintritts des Erstrebten überhaupt entsprechen; welcher sich bei Wünschen bezüglich des Vergangenen in dem Gedanken: „es hätte auch so kommen können“ manifestiert.

In jedem Fall gibt die P.sche Schrift neben ihren Aufklärungen eine Fülle von Anregungen zum Weiterdenken und zum Widerspruch. Darum gilt von ihr für Psychologen und Ethiker ein nachdrückliches: „Tolle, lege!“

ETTLINGER (München).